

Amphibolie – Ambiguität – Ambivalenz

Herausgegeben von

Frauke Berndt
Stephan Kammer

Königshausen & Neumann



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

FA
49A10585

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2009
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
Umschlag: skh-softics / coverart
Umschlagabbildung: Hanne Darboven, Detail aus
Ein Jahrhundert – Johann Wolfgang von Goethe gewidmet, 1971–1982,
(MMK Museum für Moderne Kunst, Frankfurt am Main; Inv. 1991/198, 1–900)
© Hanne Darboven Alle Rechte vorbehalten
Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany
ISBN 978-3-8260-4000-9
www.koenigshausen-neumann.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de

Inhaltsverzeichnis

Frauke Berndt, Stephan Kammer: Amphibolie – Ambiguität – Ambivalenz.
Die Struktur antagonistisch-gleichzeitiger Zweiwertigkeit..... 7

Reden und Erzählen

Martina Wagner-Egelhaaf: Überredung/Überzeugung.
Zur Ambiguität der Rhetorik 33
Klaus Weimar: Modifikation der Eindeutigkeit. Eine Miscelle..... 53
Gerhard Neumann: Fetischisierung. Zur Ambivalenz semiotischer
und narrativer Strukturen 61
Stephen D. Dowden: The Amphibological Cunning of Thomas Mann's
Doktor Faustus 77
Michael Scheffel: Formen und Funktionen von Ambiguität in der
literarischen Erzählung. Ein Beitrag aus narratologischer Sicht..... 89

Erscheinen und Darstellen

Dieter Mersch: The Chiasmus of Language – Six Theses of Language
and Alterity..... 107
Frauke Berndt: In the Twilight Zone. Ambiguity and Aesthetics
in Baumgarten 121
Heinz J. Drügh: Die Ambivalenz des Klassischen. Zu Schillers
Die Braut von Messina 137
Stephan Kammer: »Eins und doppelt«. Goethes Poetik der Ambiguität 157

Sprechen und Schreiben

Waltraud Wiethölter: »Hörst du es knackern, Evchen?«. Zu Kleists Poetik
der frakturalen Amphibolie 185
Davide Giuriato: »Anfang von Anfang«. Verfahren der Verdoppelung
bei Georg Büchner (*Woyzeck* H 1/1)..... 205

Erika Greber: Amphibolie als aperspektivisches Verfahren in den Kub/Ofutur/istischen Sehtexten der Avantgarde.....	223
Steffen Wallach: buchstaben(laute). Mit Humboldt und Jandl über die doppelte Lesbarkeit der Schrift.....	249

Handeln und Verhandeln

Cornelia Blasberg: Skandal. Politische Pragmatik, rhetorische Inszenierung und poetische Ambiguität.....	269
Bernhard Greiner: Beglaubigung von Ambiguität im Konflikt kultureller Systeme. Shakespeares Komödie <i>The Merchant of Venice</i>	291
Helmuth Kiesel: Brechts und Eislers <i>Maßnahme</i> unter dem Aspekt ästhetischer und politischer Ambiguität.....	307
Uwe Wirth: Ambiguität im Kontext von Witz und Komik.....	321
Autorinnen und Autoren.....	333

FRAUKE BERNDT, STEPHAN KAMMER

Amphibolie – Ambiguität – Ambivalenz

Die Struktur antagonistisch-gleichzeitiger Zweiwertigkeit

I Yet-setting

Als »yet-set« bezeichnet ein polemischer Kommentar zu den Diskursen über zeitgenössische Kunst das Ergebnis einer Textformel, die in den Begleit- und Vorbereitungspublikationen zu den Großereignissen des Kunstsommers 2007 – der *Documenta 12*, der *Biennale* und der *Art Basel* – ebenso am Werk sei wie im Papier-output »jeder kommerziellen Galerie«: Nach dem Muster *x yet y* kopple die Formel widerstreitende Zuschreibungen, so dass sie Texte von »beeindruckende[r] Integrationskraft« und »bestürzender Komik« erzeuge, in denen »alles amalgamiert, was mal als Gegensatz galt«. Einen regelrechten Überbietungswettbewerb setze die Formel in Gang, als dessen Maßstab gelten dürfe: »Je mehr Gegensätze durch das *yet-setting* versammelt werden, desto höher ist die Trefferquote«. Gleichzeitig biete dieses Textverfahren Gewähr für einen ungeahnten Ersparnisaufwand im Kunstdiskurs, darüber hinaus aber auch für eine überraschend effiziente Pragmatik des Kunstmarkts: »Auf diesem Wege rücken Antagonismen [...] in eine Nähe zueinander, daß sie sich in ein und demselben diskursiven Aufwasch bewältigen lassen«. Eine Formulierung wie »*photorealistic yet abstract*« etwa erhalte außerdem dann ihre »volle inhaltliche Berechtigung [...], sobald es gelingt, dadurch einem amerikanischen Sammler, der eigentlich nur Abstraktes schätzt, ein fotorealistisches Gemälde zu verkaufen«.¹

Geste und Referenz dieser Polemik mögen eigentümlich antiquiert wirken – nicht zufällig wohl werden Gehlens Einlassungen gegen die Kommentarbedürftigkeit »moderner«, »abstrakter« Kunst berufen, damit die Pointe einer gesteigerten Unverständlichkeit sowohl der Kunst als auch dieser Kommentare selbst angesteuert werden kann. Dennoch lässt sich eins nicht von der Hand weisen: Die »Ambiguität« – wie der Begriff für die von der Polemik beschriebene Zweiwertigkeit nach dem Muster *x yet y* heißen müsste – ist im Schwange. Und dies keineswegs allein im Zuständigkeitsbereich der Ästhetik: Schon eine eilige bibliographische Recherche fördert eine Reihe von Titeln wie *Modernity and Ambivalence* oder *Zeit und Ambiguität* sowie Themen wie *Marketing mit Ambiguitäten* oder *Variability and Ambiguity in Early Child Development* zutage.²

¹ Peter Richter, Alles, was Quark ist, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 20. Mai 2007, Nr. 20, S. 33 u. S. 36.

² Die genannten Titel: Zygmunt Baumann, *Modernity and Ambivalence*, Cambridge 1991; Michael Stefan Metzner, *Zeit und Ambiguität. Zeitpsychologische Grundlagen und Stu-*

Auch bei einem Blick hinter die Titel- und Themenpolitik kulturwissenschaftlicher Diskurse, hinter das Oberflächendesign ihrer ›Ökonomie der Aufmerksamkeit‹ also, steht außer Zweifel, dass Ambiguität als analytische Zentralkategorie gelten soll, sobald das Erkenntnisinteresse für kulturelle Zeichen- und Deutungssysteme vom Misstrauen gegenüber geistesgeschichtlichen Synthesen und dialektischen Versöhnungen geprägt ist – solchen von Gegensätzen großen Stils ebenso wie von scheinbar randständigen Details. ›Ambiguität, so gefasst, erscheint als Indiz eines (post-)modernen ›Umdenken[s], das aus dem Hin und Her von Antithesen wie Einheit und Vielheit, Kontinuität und Diskontinuität, Subjekt und Strukturen, Lebenswelt und System oder Genesis und Geltung herausfindet‹.³ Entsprechend hat man zumindest in den westlichen Gesellschaften (spätestens) des 20. Jahrhunderts eine allgemeine und keineswegs mehr zwangsläufig negativ sanktionierte Tendenz des kulturellen Selbstverhaltens »in Richtung auf jene Prozesse« feststellen können, die »ein Möglichkeitsfeld, eine ›Ambiguität‹ der Situation« produzieren.⁴

II Begriff(e)

Für die Beschreibung und Bestimmung solcherart ›unversöhnlicher‹ Sachverhalte stellt das terminologische Inventar der Kulturwissenschaften eine Bezeichnungstrias zur Verfügung: Amphibolie, Ambiguität und Ambivalenz. Auffällig ist nun zunächst die Fraglosigkeit, mit der sich die literatur- und kulturwissenschaftlichen Debatten zu diesem terminologischen Überschuss zu verhalten und damit der Selbstverständigung über die begriffs- und funktionsgeschichtlichen Implikationen dieser ihrer Analysekatoren zu enthalten pflegen. Amphibolie, Ambiguität und Ambivalenz, so scheint es beinahe, sind selbst keine klärungsbedürftigen Begriffe. Den Verdacht, dass es sich bei solcher Pragmatik um einen Rekurs auf schlechte Evidenz handelt, vermag indes gerade die Rückversicherung bei den institutionellen Delegationsorten für die Definitionsarbeit am kulturwissenschaftlichen Handwerkszeug nicht auszuräumen. Denn die einschlägigen Handbücher bieten ein recht widersprüchliches Bild, sowohl was die Bestimmung der einschlägigen Lemmata als auch die Möglichkeiten ihres Einsatzes betrifft. Beginnt man den Versuch einer Begriffsklärung etwa beim Lemma ›Ambiguität‹, das gewissermaßen den statistischen Spitzenreiter aus dieser Trias bildet, findet man Definitionen von geradezu performativem Charakter: »Mehr-

deutigkeit, Vieldeutigkeit; heute nur noch selten: Zweideutigkeit«, schlägt beispielsweise der Eintrag im *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* dazu vor, dem so das Kunststück gelingt, die wort- und problemgeschichtliche Bestimmung als ›Zweideutigkeit‹ und ›Doppelsinn‹ – ebenso wie das dazu synonyme Lemma ›Amphibolie‹, das umstandslos ans Lemma ›Wortspiel‹ verwiesen wird – gleichzeitig aufzurufen und verschwinden zu lassen.⁵ Abwechselnd von »Zwei- oder Mehrdeutigkeit eines Wortes, einer Wortgruppe oder eines Satzes« sowie abstrakter und unverbindlicher von »Zwei- und Mehrdeutigkeit sprachlicher Elemente« spricht das *Historische Wörterbuch der Rhetorik* mit Blick auf die Anfänge der theoretischen und praktischen Fassung des Problems in der antiken Rhetorik;⁶ auf die »Zweideutigkeit eines Wortes an sich oder im Satzzusammenhang« dagegen beschränkt sich der Artikel des *Historischen Wörterbuchs der Philosophie* beim selben Sachverhalt.⁷

Als – wenig überraschende – Faustregel kann angesichts solcher Praxis gelten, dass die in den Handbuchartikeln propagierten Anschlussmöglichkeiten und Schauplätze beobachtbarer Ambiguitäten um so vielfältiger werden, je offener die Bestimmung der Termini gehalten ist. So genügt Kohlenbergers streng auf ›Zweideutigkeit‹ insistierendem Artikel neben den üblichen Angaben zur rhetorischen und grammatischen Tradition der knappe Hinweis auf Kants erkenntnistheoretische Fassung der ›transzendentalen Amphibolie‹ und Krugs Psychologisierung der Ambiguität – ohne dass dabei noch eigens auf die daran geknüpfte entscheidende konzeptuelle Umstellung hingewiesen würde; gesondert angeführt werden dann Verwendungen in der französischen Phänomenologie und im Existenzialismus. Entscheidet man sich hingegen dafür, ›Zweideutigkeit‹ und ›Mehrdeutigkeit‹ als Definitionskriterien oszillieren zu lassen, eröffnet das der Terminologie eine geradezu enzyklopädische Karriere, die sich vom juristischen Konfliktfall über sprachwissenschaftliche Fundamentalsätze bis hin zur ästhetisch bestimmten Mehrdeutigkeit, von den *vitia* der Rede bis zu den Grundlagen

dien mit mehrdeutigem Material, München 2003; Manfred Wäckerlin, *Marketing mit Ambiguitäten. Erfolgreiche Kommunikation mit Mehrdeutigkeiten*, Zürich 1995; Marijn Woutera u. Gertje van Dijk, *Child Language Cuts Capers. Variability and Ambiguity in Early Child Development*, Groningen 2004.

³ Bernhard Waldenfels, *Ordnung im Zwielficht*, Frankfurt a.M. 1987, S. 10.

⁴ Umberto Eco, *Das offene Kunstwerk*, übers. von Günter Memmert, Frankfurt a.M. 1977, S. 90.

⁵ Christoph Bode, Ambiguität, in: Klaus Weimar et al. (Hrsg.), *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* Bd. 1, Berlin/New York 1997, S. 67–70, hier S. 67; Lemma/Verweis ›Amphibolie‹ ebd., S. 70. – Vgl. ausführlicher ders., *Ästhetik der Ambiguität. Zur Funktion und Bedeutung von Mehrdeutigkeit in der Literatur der Moderne*, Tübingen 1988, S. 2: »(der Terminus Ambiguität bezeichnet hier und im folgenden nicht allein Doppeldeutigkeit, sondern wird, etymologische Bedenken hintanstellend und der Praxis des englischen Sprachraums folgend, durchgehend synonym mit Zwei- und Mehrdeutigkeit verwandt)«. Es ist, wie zu befürchten steht, keine ›dekonstruktivistische‹ Ironie, die an dieser Stelle Ambiguität in den Begriffsgebrauch der Ambiguität implantiert, sondern in der Tat das ›Hinstellen‹ nicht nur etymologischer Bedenken, sondern der präzisen Fassung des Terminus in der rhetorischen Tradition.

⁶ Roland Bernecker u. Thomas Steinfeld, Amphibolie, Ambiguität, in: Gert Ueding (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 1, Tübingen 1992, Sp. 436–444, hier Sp. 437.

⁷ Helmut K. Kohlenberger u. Rainer Fabian, Ambiguität (Amphibolie), in: Joachim Ritter (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 1, Basel/Stuttgart 1971, Sp. 201–204, hier Sp. 201f.

III Rhetorik (Amphibolie)

der Erkenntnistheorie, vom sachbezogenen Problemhandeln der antiken Rhetorik bis zu den anthropologischen Existenzialien des ›In-der-Welt-Seins‹ und zum Pluralismus ›postmoderner‹ Theoriebildungen erstreckt – kurz: Es zeigt sich die Fortschrittsgeschichte einer »Entwicklung zur gesteigerten Ambiguität« nicht allein der modernen Literatur,⁸ sondern der Sprache und Erkenntnis überhaupt. Die Begriffsbestimmungen scheinen so nicht nur von einer beträchtlichen Erweiterung der definitorischen und analytischen Spielräume für Ambiguität im Verlauf des letzten Vierteljahrhunderts zu zeugen, sondern auch davon, dass letztere mit der Lösung aus den engen Grenzen der Rhetorik, mit der Flexibilisierung und Öffnung ihrer begrifflichen Fassung zur geradezu universalen Matrix für die Beschreibung aktueller so gut wie historischer Lebenswelten geworden ist.

Die zentrale Frage, die sich Konzeption und Beiträge des vorliegenden Bandes stellen, zielt auf die Notwendigkeit dieses Zusammenhangs von konzeptueller Unschärfe und analytischer Produktivität. Das impliziert zunächst, dass wir der geübten, wenn auch kaum reflektierten Praxis, bei der die diagnostische und analytische Brauchbarkeit dieser Konzepte an deren vage Bestimmung als ›Viel-‹ oder ›Mehrdeutigkeit‹ gebunden zu sein scheint, eine gleichzeitig engere und abstraktere Begriffsdefinition entgegensetzen und im Folgenden von ›struktureller Ambiguität‹ sprechen wollen. Strukturelle Ambiguität ist der Name, den wir – wie zu zeigen sein wird, aus guten begriffsgeschichtlichen Gründen – einer antagonistisch-gleichzeitige Zweiwertigkeit generierenden Matrix geben. Diese begriffliche Profilierung erlaubt, so die erkenntnisleitende These, präzisere und schärfere analytische Zugriffe auf Strukturen, die Effekte und Artikulationen simultaner und zugleich widerstrebender Zweiwertigkeit hervorbringen, als der bloße, wenn auch nicht unbegründete Verdacht, dass ›irgendwie‹ fast alles in unseren (post)modernen Zeiten als zwei-, mehr- oder vieldeutig, also als ambivalent zu beschreiben wäre.

Dass diese Orientierung auf die Struktur allerdings ganz und gar nicht mit einer Verabschiedung der Phänomene verbunden ist, auch nicht sinnvollerweise damit verbunden werden kann, wird deutlich, wenn man sich die drei (wissens-)geschichtlichen Schauplätze vor Augen führt, auf denen sich die Konturen struktureller Ambiguität abgezeichnet haben: Rhetorik (Amphibolie), Philosophie (Ambiguität), Psychologie (Ambivalenz) – drei Schauplätze, an denen strukturelle Ambiguität in die Selbstbeschreibung des jeweiligen Systems integriert wird.

Den wissens- und begriffsgeschichtlich ersten Ort, an dem strukturelle Ambiguität – das Bedingungsgefüge und die phänomenalen Effekte antagonistisch-gleichzeitiger Zweiwertigkeit – verhandelt worden ist, bietet das System der antiken Rhetorik. Entscheidend ist dieser erste Schauplatz der Begriffsbegründung für Wort und Sache der Ambiguität nicht nur aufgrund der klassifikatorischen Bemühungen, mit denen erwartungsgemäß den Erscheinungen von ›Amphibolie‹ zu Leibe gerückt wird, sondern vor allem auch wegen des asymmetrischen Zuschnitts, die das Verhältnis von Effekt und Struktur dabei erhält.

Zu Beginn des dem Begriff der Amphibolie gewidmeten Kapitels zieht Quintilians *Ausbildung des Redners* eine Unterscheidung ein, die eine fundamentale sprachtheoretische Einsicht von den pragmatischen Zugriffen rhetorischer Topik zunächst zu trennen scheint. »Von der Amphibolie gibt es zwar unzählige Arten, so viele, daß manche Philosophen die Auffassung vertraten, es gäbe kein Wort, das nicht mehrere Bedeutungen hätte, ihre Gattungen aber sind nur wenige.«⁹ Befunde zweideutiger Einzelworte oder Wortverbindungen sind deshalb heuristisch zu diagnostizieren, Lexik und Syntax bilden das unproblematische und allenfalls von Philosophen zu problematisierende Bezugsgefüge, auf das sich solche Klassifikationsarbeit verlassen darf. So kann die Parade der einschlägigen Beispiele, teilweise eingestandenermaßen von »törichte[r] Spitzfindigkeit« (VII 9, 4), prozessieren; etwa das folgende: »testamento quidam iussit statuam auram hastam tenentem« – »Jemand hat testamentarisch bestimmt, es solle ein Standbild mit einem Speer aus Gold errichtet werden«. Zu den von der Wortverbindung gestifteten Zweideutigkeiten zählt das Beispiel natürlich, und die widerstreitenden Deutungsmöglichkeiten sind schnell genannt: »Es ergibt sich die Frage, ob das Standbild, das den Speer hält, aus Gold sein solle, oder der Speer aus Gold sein solle in der Hand des Standbildes, das aus anderem Stoff bestehen kann« (VII 9, 8). Es entspricht dem Doppelcharakter der Rhetorik als Produktionssystem *von* wie als Analysetechnik *für* sprachliche(n) Äußerungen, dass Quintilian sowohl eine Vermeidungsmöglichkeit so generierter Zweideutigkeit empfiehlt, als auch gleichzeitig auf die Irrelevanz dieser und ähnlicher Korrekturvorschläge hinweist: Man könne, schlägt er vor, mittels einer Atempause die ambiguitätsvermeidende Zäsur setzen, indem man entweder zwischen »statuam« und »auream hastam« innehalte, um für einen goldenen Speer an einem Standbild aus beliebigem Material zu plädieren, oder zwischen »statuam auream« und »hastam« pausiere, um ein goldenes Standbild mit Speer einzufordern (VII 9, 11).

⁸ Bode, *Ambiguität*, S. 69.

⁹ Zit. hier und im Folgenden nach: Marcus Fabius Quintilianus, *Ausbildung des Redners*. Zwölf Bücher. Institutionis oratoriae libri XII, übers. u. hrsg. von Helmut Rahn, 2 Bde., Darmstadt 1972, VII 9, 1.

Solche Ratschläge allerdings kassiert das Ende des Kapitels wieder, wenn es der sprachgebundenen Pragmatik der Ambiguitätsmeidung einen grundsätzlichen Riegel vorschiebt:

Auch kommt es ja nicht darauf an, wie die Amphibolie entstanden ist oder wie sie beseitigt wird. Denn daß sie zwei Sinnbezeichnungen bietet, ist offensichtlich, und was so auf schriftlichen oder mündlichen Wortlaut Bezug hat, ist für beide Parteien gleich wichtig. Es ist deshalb eine vergebliche Vorschrift, wir sollten bei diesem Grundfall versuchen, die *sprachliche Äußerung* auf unsere Seite zu ziehen; denn wenn das geschehen kann, ist es keine Amphibolie. (VII 9, 14; unsere Hervorh.)

Damit aber ist zuallererst die unproblematische Differenzierung von Struktur und Phänomen diskreditiert. Systematisch gewendet heißt das folgendes: Was Ambiguitäten kennzeichnet, ist ihre Form, ihr – mit Goethe gesprochen – »eins und doppelt«. Was zweideutig ist, bleibt zweideutig, sagt der Rhetoriker, weil Ambiguität zu Systembedingungen irreduzibel ist. Deshalb muss die Entscheidung für die eine oder die andere Möglichkeit aus Struktur und Phänomenalität der Sprache zugleich ausgelagert werden. Zwecks Problembewältigung soll man also, wie es eine persuasive Technik nicht anders erwarten lässt, entweder auf die Intention des Redners zu rekurrieren vorgeben, oder die Entscheidung des Richters antizipierend zu beeinflussen suchen, oder aber die Entscheidung den konsensualen Gepflogenheiten allgemeiner Sitten und Gebräuche überantworten.

Mit der ersten Systematik der Ambiguität geht also eine doppelte Buchführung einher, von der Ambiguität nicht beseitigt, sondern pragmatisch reguliert wird: Auf der »Soll-Seite« des Journals steht, dass man Ambiguität weder als phänomengebundenes noch als strukturmotiviertes Problem aus der Welt zu schaffen vermag; die »Haben-Seite« kann eine im besten Fall erfolgreiche Politik pragmatischer und systemexterner Umgebungsbewegungen bilanzieren.

Die Konsequenzen dieser doppelten Buchführung sind für die Begriffs- und Funktionsgeschichte der Ambiguität aus zwei Gründen aufschlussreich: Wenn auch die sprachstrukturellen Regulative – Lexik und Syntax – keineswegs außer acht geraten, so privilegiert die Rhetorik zum einen doch zweifellos die *Medialität* und *Performativität* der Sprache. Das entspricht dem Status des rhetorischen Systems, wie auch die empfohlenen Korrektive zeigen, die Ambiguitätseffekte wenigstens bei der Produktion von Rede zu vermeiden helfen sollen. Dass der oben zitierte Korrekturvorschlag auf die Sprechartikulation, mithin auf die *actio* zielt, ist Effekt einer fundamentalen Akzentsetzung, die generell den Strategien der Ambiguitätsvermeidung zugrunde liegt: Sie bringen allesamt eine andere sprachliche Realisierung einer zweideutigen Wendung ins Spiel – wenn nicht an der rhetorischen Systemstelle der *actio*, dann im Zuge der *elocutio*. Doch nicht nur mit Blick auf prospektive Problemvermeidung wird die medial-performative Erscheinungsform der Sprache relevant. Bereits die von Quintilian angeführte zweite Art von Amphiboliengeneratoren – nach den homonymen Zweideutigkeiten, die das Lexikon generiert – ist untrennbar mit medial realisierter Sprache

verbunden. Die *Institutio oratoria* wendet dort ihre Aufmerksamkeit auf Ambiguitätsbefunde, die aus der schriftlichen Aufzeichnung (*scriptura*) emergieren: Befunde etwa, bei denen der Streit aus einer Unentscheidbarkeit gespeist wird, wie sie aus der Praxis der *scriptio continua* entstehen kann. Strittig wird zum Beispiel, ob die fraglichen Schriftzüge eine Worteinheit oder eine Wortkombination darstellen. Der testamentarische Auftrag eines Erblassers etwa, dass er nach seinem Tode – hier versagt eine Übersetzung ebenso wie die seit einigen Jahrhunderten gebräuchliche wortunterscheidende Notationsweise der Schrift – INCULTOLOCO bestattet werde, bietet »Gelegenheit zum Rechtsstreit«, weil unentscheidbar bleibt, ob das Grabmal auf bebautem Land (*in culto loco*) oder auf unbebautem Land (*inculto loco*) errichtet werden soll (vgl. VII 9, 5). Auf die Ambiguitätsanfälligkeit insbesondere der schriftlich realisierten Rede hat noch nachdrücklicher als Quintilian die ciceronianische Rhetorik immer wieder hingewiesen, der das Schriftstück (*scriptum*) geradezu als eigenständige Quelle von Amphibolien gilt.¹⁰ Der Medialität wird in dieser Argumentation also alles andere als der Status bloßen Sinntransports zugeschrieben. Sie erhält den Rang eines eigenständigen (Doppel-)Sinngenerators. Die Ambiguitätseffekte entspringen einer medialen Verfälschung der Intransparenz, dem schriftlich fixierten oder mündlich artikulierten, jedenfalls irreversiblen und unhintergehbaren »So-und-nicht-anders« einer sprachlichen Realisierung. Diese Akzentsetzung wird bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts eher dazu verleiten, die diskreditierte – oder zu diskreditierende – Ambiguität als Sache eines aus welchen Gründen auch immer mangelhaften sprachlichen Ausdrucks aufzufassen, anstatt sie auf seiten der strukturellen Voraussetzungen des Systems Sprache zu verhandeln.

Zum anderen zeichnet sich bereits in den rhetorischen Problembewältigungsstrategien der Expansionscharakter ab, den solcherart medial gefasste Zweideutigkeit provoziert. Denn deren Konsequenz besteht gerade darin, dass – wie es ja Quintilian expliziert hat – die gegebenen (oder produzierten) Ambiguitätseffekte zu Systembedingungen nicht eingeholt und bewältigt werden können:

Wenn sich [...] mehrere Auslegungsmöglichkeiten aufgrund des Textes [*scriptum*] wegen der Zweideutigkeit eines Wortes oder mehrerer Wörter ergeben, so daß sich für den Prozeßgegner die Möglichkeit eröffnet, die Bedeutung des Wortes so auszulegen, wie es ihm nützt oder er es will, oder wenn der Text zwar nicht zweideutig abgefaßt ist, aber doch so, daß es möglich ist, Willen und Absicht des Verfassers vom Wortlaut abzulösen oder sich mit einem anderen Schriftstück, das in derselben Sache Gegensätzliches aussagt, zu verteidigen, dann ergibt sich die zu entscheidende Frage aus dem Streit um das geschriebene Wort: Bei Zweideutigkeiten wird die zu entscheidende Frage darauf ausgerichtet, was der Wortlaut am ehesten besagen will; beim Streit zwischen Wortlaut und Sinn darauf, wel-

¹⁰ Vgl. Ciceros Ausführungen dazu in *De oratore* (I, 140 und II, 110) und in *De inventione* (II, 117); ebenso die anonyme *Rhetorica ad Herennium* I, xii.

cher Auslegung der Richter eher folgen dürfte, bei Schriftstücken gegensätzlichen Inhalts aber darauf, welches von beiden eher zu billigen ist.¹¹

In zwei Richtungen nötigt die Ambiguität zur Systemüberschreitung: Aufgrund des Entscheidungszwangs – unausweichlich geradezu infolge der rhetorischen Systembildung auf der Szene des Gerichts – muss man entweder den Schauplatz der Argumentation vom zweideutigen Schriftstück in den Kopf des Verfassers verlagern, wenn dessen Intention als Bezugskriterium herbeigezogen werden soll; die Bewältigung der medial gebundenen Ambiguitätsphänomene beansprucht also, zu Zwecken der Entscheidung hinter das Ereignis der medialen Fassung zurückzugreifen. Oder man muss in balanciertem Kalkül die Plausibilität der Entscheidung *ad verbum* der Referentialität, *ad personam* des Richters oder *ad rem* kultureller Verbindlichkeiten antizipieren. In beiden Fällen wird Ambiguität als Effekt dessen, was in medialer Fassung gegeben ist, nicht aus der Welt geschafft, da nur der systemische Ort der Konfliktbewältigung gewechselt wird. Gerade deshalb aber sind diese so systemexpansiven wie systemflüchtigen Akte der Dezision in hohem Maße begründungsbedürftig: Sie bilden die Relais, die unterschiedliche kulturelle Systeme koppeln können.

IV Philosophie (Ambiguität)

Versuche, dem Problem der Ambiguität grundsätzlicher Meister zu werden, als es die doppelte Buchführung der Rhetorik vorschlägt, haben wohl nicht zufällig zu einer Zeit Konjunktur, in der die beiden Bezugsregister solcher Buchführung erkenntnistheoretisch und disziplinär ausdifferenziert werden. Der womöglich beliebteste, sicherlich aber für lange Zeit erfolgreichste dieser post-rhetorischen Versuche besteht – summarisch formuliert – darin, den Ursprungsort kultureller Ambiguitätseffekte vom medial-strukturalen Doppel der Sprache in die fehlerhaft funktionierenden Gesetze des Denkens zu verlagern, sie dabei als Ausdruck einer letztlich der Verantwortung des Subjekts verpflichteten Devianz zu werten und im gleichen Zug die phänomenale Untilgbarkeit des Amphibolischen einer eigenen Gesetzgebung zu überantworten. So gelangt man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf einen weiteren Schauplatz der Begriffsbegründung. Symptomatisch für diese Verlagerung mag ein Handbuchartikel stehen, der diese Entwicklung bilanziert: Ambiguität, heißt es in Wilhelm Traugott Krugs *Allgemeinem Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften*,

ist *Zweideutigkeit*. Im Ausdrücke, wo sie *grammatische* und *logische* A[mbiguität] heißt, entsteht sie meist aus einem verworrenen Denken, zuweilen aber auch aus Unkenntniß der Sprache, indem man dadurch verleitet wird, die Wörter so zu brauchen und zu verbinden, daß sie einen zwiefachen (vielleicht gar mehrfachen) Sinn zulassen. Der Ausleger muß alsdann den wahren Sinn, der doch nur ein einziger sein kann, auszumitteln suchen; was aber oft sehr schwierig ist. [...] Findet die Zweideutigkeit im Charakter statt, so heißt sie *moralische* A[mbiguität], auch *Duplicität*, und ist ein um so größerer Fehler, je weniger einem Menschen von solchem Charakter beizukommen, da er, wie ein Aal, jedem entschlüpft, der ihn irgendwo festhalten will.¹²

Es ist ein leichtes, sich über den gar zu selbstsicheren Auftritt einer Sinn- und Subjekterfassungspolizei zu mokieren, der diese Politik der Ambiguitätsbewältigung zu motivieren scheint. Wichtiger aber ist der Hinweis auf die Konsequenz, die ein derartiger Bemeisterungsanspruch nach sich zieht. Krug macht sich auf die Suche nach dem Ursprung »grammatischer und logischer Ambiguität« im – wie zweifellos ergänzt werden muss – sprachlichen Ausdruck, nach dem Ursprung der rhetorischen Amphibolie, und findet ihn in verworrenem Denken und mangelhafter Sprachkenntnis; er koppelt den Fokus auf die Sprache mit dem Blick auf den Menschen, den die ausdrucksversessene Semiotik des 18. Jahrhunderts bevorzugt hat, und trifft dabei auf Zeichen charakterlicher Zweideutigkeit, die einen fixierenden Zugriff auf das mit ihnen handelnde Individuum verwehren. Krug nimmt Ambiguität dabei aber weder allein als Beschreibungsbegriff für zeichenhafte Manifestationen noch als Strukturbegriff für individuelle und kulturelle Artikulationen. Er verwendet sie als Sanktionsbegriff für eine derartige Manifestationen generierende Devianz, die den Sinn der Sprache, die Ordnung des Denkens und die Wahrheit des Subjekts entstellt.

Die Konsequenzen dieser Verschiebung stehen in einem eklatanten Widerspruch zum zentralen Spezifikum der rhetorischen Begriffs- und Problemdefinition. Denn die dort phänomengebundene, aus der medialen Verfasstheit der Erscheinung nicht zu lösende Ambiguität entspringt gerade nicht einem Verstoß gegen die grammatische oder logische Richtigkeit des Ausdrucks. Entsprechend wären zweideutige individuelle Handlungen kein Zeichen moralischer Verderbnis (sondern beispielsweise eines politischer Klugheit). Beim programmatischen Übergriff von den zweideutigen Ausdruckszeichen auf Kopf und Charakter ihres Urhebers unterläuft Krugs Definition deshalb ausgerechnet jener Kategorienfehler, den die Bestimmung der Vernunft als »transzendente Amphibolie«

¹¹ Cicero, Rhetorik in Frage und Antwort. *Partitiones oratoriae*, übers. u. hrsg. von Karl u. Gertrud Bayer, Zürich 1994, XXXI, 108; ähnlich Quint. inst. VII 9, 15: »Bei der Amphibolie wird sich aber die ganze Untersuchung um folgende Frage drehen: Manchmal, welcher Ausdruck mehr naturgemäß sei, immer aber, welcher Sinn der Billigkeit mehr entspricht und welchen der, der es geschrieben und ausgesprochen hat, selbst beabsichtigt hat.«

¹² Wilhelm Traugott Krug, *Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften*, nebst ihrer Literatur und Geschichte, Nachdr. d. 2. Aufl. Leipzig 1832, Stuttgart/Bad Cannstatt 1969, Bd. 1, S. 120.

kritisiert hat: die »Verwechslung des reinen Verstandesobjekts« – den Ideen von Wahrheit, Ordnung und Sinn – »mit der Erscheinung«.¹³

Die philosophische Tradition der Ambiguitätsbändigung weicht angesichts dieses Problems in der Regel auf zwei Strategien aus. Die erste besteht darin, die Ambiguität durch eine List der Vernunft gleichsam in einer Fundamentaloperation »aufzuheben« – ihre agonale Gleichzeitigkeit also in die Prozesshaftigkeit des »spekulativen Denken[s]« umzumünzen.¹⁴ Die zweite will, damit ihr der phänomenale Irritationsanlass gar nicht erst »wie ein Aak zu entgleiten drohe, das *objet ambigu* selbst verwerfen oder doch zumindest domestizieren. Paul Valéry's Sokrates findet, wie er im Jenseits seinem Dialogpartner Phaidros erzählt, eines Tages am Strand »eines dieser Dinge [...], die das Meer ausgeworfen hat« – als »das zweideutigste Ding der Welt« hat es die Rahmung seiner Erzählung bereits angekündigt –, ein Ding, dessen materiale Beschaffenheit sich dem Urteil ebenso entzieht wie die Umstände seiner Formung. »[D]ie unendlichen Überlegungen, zu denen es mich veranlaßte«, so Sokrates,

konnten mich ebensogut zu dem Philosophen machen, der ich war, wie zu dem Künstler, der ich nicht gewesen bin. [...] Ich verharrte einige Zeit und die Hälfte einer Zeit, indem ich es von allen Seiten betrachtete. Ich fragte es aus, ohne mich bei einer Antwort aufzuhalten ... Ob dieses eigentümliche Ding das Werk des Lebens oder das Werk der Kunst oder eines der Zeit oder ein Spiel der Natur, ich konnte es nicht entscheiden ... Und dann auf einmal warf ich es zurück ins Meer.¹⁵

Anders als die doppelte Buchführung der Rhetorik zielt die Strategie der Verwerfung, die dieser philosophiehistorische Rückblick so eindringlich dramatisiert, auf getrennte Kassen: Die Differenzierung von Philosophie und Ästhetik, von Diskursen, deren einer sich von den Verstrickungen in die Welt der Phänomene nach Möglichkeit freizuhalten strebt, während der andere sich genau dieser systematisch widmen soll, glaubt die asymmetrische Akzentsetzung, die in der

rhetorischen Tradition zwischen Medium und Struktur zu beobachten ist, nicht nur umzukehren, sondern in ein hierarchisches Gefüge ummünzen zu können. Das bleibt, wie Krugs Bilanzierung deutlich macht, nicht ohne Folgen für Sache und Spielräume der strukturalen Ambiguität. Im Sinn, im Denken und beim Subjekt soll sie fortan nichts mehr zu suchen haben; in der Kunst hingegen wird ihr ein Reservat geschaffen, in dem es ihren phänomenalen und medialen Irritationen – wenn auch unter der strengen und reichlich misstrauischen Aufsicht der Ästhetik – erlaubt ist, »regelmäßig auszuschweifen«.¹⁶ Kunst, und insbesondere Literatur, kann fortan geradezu als Institution von Ambiguität verhandelt werden – auch wenn diese Verhandlung schon um 1800 dahin tendiert, den engeren durch einen weiteren Begriff von Ambiguität zu ersetzen.

Dass diese Strategie der Ambiguitätsbewältigung durch Ausdifferenzierung von Zuständigkeitsbereichen indes so sauber und problemlos nicht vonstatten geht, wie es ihrem Voraussetzungsgefüge entspräche, zeigt bereits ein kurzer Seitenblick auf die Höhenkämme ästhetischer Theoriebildung. Während Baumgarten seine ganze Ästhetik zwischen 1735 und 1758 schon allein deshalb noch ganz konsequent auf das Prinzip antagonistisch-gleichzeitiger Zweiwertigkeit gründet, weil er seiner »Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis« die rhetorische Elocutio-Lehre unterlegt, lösen sich die beiden auf Baumgarten folgenden großen Ästhetiken nicht nur mehr und mehr von der Rhetorik, sondern damit vor allem auch von der privilegierenden Akzentuierung des Medialen – und damit von der Möglichkeit, die Effekte strukturaler Ambiguität im Wortsinne »stehen zu lassen«. Im Verbund der drei Kritiken stellt sich Kant 1789 in seiner Ästhetik die Aufgabe, zwischen zwei Welten – derjenigen der Vernunftideen und derjenigen der Verstandesvermögen – zu vermitteln, was Kant wohl oder übel auf systematische Überlegungen zur Sprache führt. Deren allfällige Nichteindeutigkeit führt er aber weder auf das strukturale noch auf das mediale »So-sein« sprachlicher Phänomene zurück, sondern auf das subjektive Erkenntnisvermögen – auf die ästhetische Idee nämlich, von der es heißt, dass sie »viel zu denken veranlaßt, ohne daß ihr doch irgend ein bestimmter Gedanke, d.i. *Begriff* adäquat sein kann, die folglich *keine Sprache* völlig erreicht und verständlich machen kann« [unsere Hervorh.]. Und Kant fährt fort:

[D]ie ästhetische Idee ist eine, einem gegebenen Begriffe beigestellte Vorstellung der Einbildungskraft, welche mit einer solchen Mannigfaltigkeit von Teilvorstellungen in dem freien Gebrauche derselben verbunden ist, daß für sie kein Ausdruck, der einen bestimmten Begriff bezeichnet, gefunden werden kann, die also zu einem Begriffe viel Unnennbares hin-

¹³ Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft, in: ders., Werke, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 3, Frankfurt a.M. 1968, S. 292.

¹⁴ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Wissenschaft der Logik I, in: Werke, hrsg. von Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel, Bd. 5, Frankfurt a.M. 1986, S. 114: »Aufheben hat in der Sprache den gedoppelten Sinn, daß es soviel als aufbewahren, *erhalten* bedeutet und zugleich soviel als aufhören lassen, *ein Ende machen*. [...] Die angegebenen zwei Bestimmungen des *Aufhebens* können lexikalisch als zwei *Bedeutungen* dieses Wortes aufgeführt werden. Auffallend müßte es aber dabei sein, daß eine Sprache dazu gekommen ist, ein und dasselbe Wort für zwei entgegengesetzte Bestimmungen zu gebrauchen. Für das spekulative Denken ist es erfreulich, in der Sprache Wörter zu finden, welche eine spekulative Bedeutung an ihnen selbst haben; die deutsche Sprache hat mehrere dergleichen«.

¹⁵ Paul Valéry, Eupalinos oder Der Architekt. Eingeleitet durch Die Seele und der Tanz, übers. von Rainer Maria Rilke, Frankfurt a.M. 1991, S. 82–87. Vgl. Hans Blumenberg, Sokrates und das *objet ambigu*. Paul Valéry's Auseinandersetzung mit der Tradition der Ontologie des ästhetischen Gegenstandes [1964], in: Internationale Zeitschrift für Philosophie 1995, S. 104–134.

¹⁶ Adolph Freiherr Knigge, Die Verirrungen des Philosophen oder Geschichte Ludwigs von Seelberg, in: ders., Ausgewählte Werke in zehn Bänden, hrsg. von Wolfgang Fenner, Hannover 1991, Bd. 2, S. 177.

zudenken läßt, dessen Gefühl die Erkenntnisvermögen belebt und mit der Sprache, als bloßem Buchstaben, Geist verbindet.¹⁷

Dass auch dieser Begriff von Nichteindeutigkeit medial grundiert ist, mag Kant gerade noch unter der Decke halten – lediglich in der Bestimmung des Symbols im berühmten 59. Paragraphen der *Kritik der Urteilskraft* bricht sich mit dem rhetorischen Begriff der Darstellung (Hypotypose) das Mediale Bahn. Damit hat sich unversehens das Asymmetrieverhältnis der rhetorischen Tradition reaktualisiert, zugleich aber an einen ganz anderen systemischen Ort verschoben: Es haust nun in der Kluft zwischen bestimmtem Begriff und phänomenaler Mannigfaltigkeit und ist so zu einer Sache des Denkgebäudes geworden, statt nur Effekt einer epistemischen Entscheidung zu sein, als der es in der Aufmerksamkeitsverteilung des rhetorischen Zugriffs erscheint. Hegels Ästhetik schließlich macht – auf die Integration strukturaler Ambiguität in die Prozesshaftigkeit des spekulativen Denkens haben wir bereits hingewiesen – auch mit der zweiten Strategie der Problembewältigung Ernst: Ihr unverhohlenen Misstrauen gegenüber dem Medium, dessen materialer Überschuss nun nicht mehr nur für die konstitutive »Zweideutigkeit«, sondern auch für die »Zweifelhaftigkeit« aller »symbolischen« Kunst zuständig ist,¹⁸ wird in Form einer großen Erzählung dynamisiert. Diese Historisierung dient Hegel dazu, die strukturaler Ambiguität der Kunst gleich mit zu entsorgen, indem er sie ganz an den Anfang jener Geschichte stellt, die der Geist von der bloßen Anschauung bis hin zum reinen Selbstbewusstsein zurückzulegen hat – an den Anfang einer Geschichte, an deren Ende die Kunst ganz und gar in den Zuständigkeitsbereich der Philosophie überführt sein wird. Auf diesem Weg, der von der symbolischen über die klassische zur romantischen Kunst führt, befreit Hegel den Geist vom Medium und zugleich von der strukturalen Ambiguität, oder umgekehrt: lässt Hegel den Geist deren ästhetisches Reservat endgültig kolonisieren.

V Psychologie (Ambivalenz)

Auf einem dritten wissenschaftsgeschichtlichen Schauplatz setzt um 1900 die Thematisierung strukturaler Ambiguität noch einmal an, das darin aufgeworfene Problemverhältnis von Struktur und Medialität zu entwirren. Nach dem asymmetrischen Medienprivileg der Rhetorik und den Ausdifferenzierungsbemühungen der Philosophie setzt die Psychologie mit einer neuen terminologischen Marke – jener der »Ambivalenz« – ihre Aufmerksamkeit in einem dezidierten, wenn auch seinerseits keineswegs symmetrisch ausgerichteten Doppelblick auf die Seite der Phänomene und auf die diese bedingende Struktur. Die moderne Psychologie

¹⁷ Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, in: ders., *Werke*, Bd. 10, S. 192f.

¹⁸ Vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik I*, in: ders., *Werke*, Bd. 13, S. 393–407, hier S. 399.

zielt, heißt das genauer, auf die Strukturbedingungen, die der Subjektkonstitution zugrunde liegen, indem diese vergleichsweise junge Disziplin die rätselhaften, widersinnigen, zweideutigen Phänomene zu erklären sucht, wie sie insbesondere im Verhältnis ihres Subjekts zu den von ihm hervorgebrachten und für es verbindlichen kulturellen Systemen zutage treten.

Bei Bleuler, dem die Psychologie den »trefflichen Ausdruck« der Ambivalenz verdankt,¹⁹ beschreibt dieser Begriff zwar zunächst eine »Neigung der schizophränen Psyche, die verschiedensten Psychismen zugleich mit negativem und positivem Vorzeichen zu versehen« – eines der psychopathologischen »Grundsymptome« also, die in Form von Willens- und Affektstörungen oder als »intellektuelle Ambivalenz« bei der Schizophrenie auftreten. Doch schon die von dieser Störung erzeugten »Wahnideen« erscheinen, wie Bleuler nicht anzumerken versäumt, oft genug »als logische Schlüsse«, die sich »dann formell nicht von den Denkresultaten des Gesunden« unterscheiden lassen; und spätestens bei einer nicht mehr diagnostischen, sondern theoretischen Fokussierung des Begriffs wird deutlich, dass er keinesfalls zur Differenzierung von »gesunder« und »kranke« Psyche angesetzt werden kann: »Auch für den Gesunden hat jedes Ding seine zwei Seiten«. Allein in der Verweigerung einer Synthetisierungsleistung, anders betrachtet: in der antidezisionistischen Affirmation der strukturalen Ambiguität erkennt Bleuler die formalen und unmittelbar nach ihrer Formulierung wieder relativierten Anzeichen der schizophränen Störung: Während der »Normale [...] in 99 von 100 Fällen« aus dem Befund »Die Rose hat ihre Dornen« sein »Fazit aus der Subtraktion der negativen und positiven Werte« ziehe und also »die Rose trotz der Dornen« schätze, setze der Schizophrene an die Stelle solcher Abwägungen schiere Gleichzeitigkeit: »Der Schizophrene mit seinen geschwächten assoziativen Verbindungen braucht die verschiedenen Seiten nicht in eine Einheit zusammenzudenken: er liebt die Rose um ihrer Schönheit willen, und haßt sie zugleich wegen der Dornen«. Doch diese Antithese psychischer Operationsmodi wird sogleich um einen Gutteil ihrer Definitionskraft gebracht, wenn Bleuler der Bilanzierungsleistungen des »Normalen« ihre Selbstverständlichkeit nimmt: »Allerdings unterbleibt auch unter normalen Verhältnissen die Synthese nicht zu selten«.²⁰

¹⁹ Sigmund Freud, *Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*, in: ders., *Gesammelte Werke [GW]*, hrsg. von Anna Freud, Bd. 9, Frankfurt a.M. 1986, S. 39, Anm. 3.

²⁰ Eugen Bleuler, *Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien. Mit einem Vorwort von Manfred Bleuler*, Nachdr. d. Ausg. Leipzig/Wien 1911, Tübingen 1988, S. 42, S. 110 u. S. 305. Vgl. auch ders., *Lehrbuch der Psychiatrie*, Berlin 1920, S. 96: »Ambivalente Komplexe sind es hauptsächlich, die die Pathologie (und viele Erscheinungen der normalen Psyche, Traum, Poesie usw.) beeinflussen«. – Zur theoretischen Verteidigung dieser Ambiguitätsaffirmation im Namen des »Schizo« sind bekanntlich Gilles Deleuze und Félix Guattari angetreten: *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I*, übers. von Bernd Schwibs, Frankfurt a.M. 1974.

Der um 1900 geläufigen anthropologischen Maxime getreu, nach der die exzessive Phänomenalität pathologischer Erscheinungen nur einen um so deutlicheren Blick auf die Konstruktionsgesetze der Psyche überhaupt ermöglicht, entwirft dann Freud in einer Fußnote seiner Abhandlung zu *Massenpsychologie und Ich-Analyse* eine beiläufige Ontogenese der Ambivalenz, in der die »Integration der Persönlichkeit« und die Emergenz eines Konfliktpotentials ambivalenter Dispositionen enggeführt werden:

Beim kleinen Kinde bestehen zum Beispiel ambivalente Gefühlseinstellungen gegen die ihm nächsten Personen lange Zeit nebeneinander, ohne daß die eine die ihr entgegengesetzte in ihrem Ausdruck stört. Kommt es dann endlich zum Konflikt zwischen den beiden, so wird er oft dadurch erledigt, daß das Kind das Objekt wechselt, die eine der ambivalenten Regungen auf ein Ersatzobjekt verschiebt.

Es ist die Integration des Individuums in die sozialen und kulturellen Ordnungssysteme, in deren Zuge erst die Agonalität psychischer Ambivalenzkonflikte zutage treten kann, die aber zugleich die Sistierungsmöglichkeiten bereitstellt, mit deren Hilfe die Konflikteffekte zu entschärfen sind. Versagt diese Verschiebung in Diensten der Ambivalenzvermeidung, dann gerät das austarierte Kalkül aus seiner Balance; es kommt zur neurotischen Störung: »Auch aus der Entwicklungsgeschichte der Neurose beim Erwachsenen«, fährt die Fußnote fort,

kann man erfahren, daß eine unterdrückte Regung sich häufig lange Zeit in unbewußten oder selbst bewußten Phantasien fortsetzt, deren Inhalt natürlich einer herrschenden Strebung direkt zuwiderläuft, ohne daß sich aus diesem Gegensatz ein Einschreiten des Ichs gegen das von ihm Verworfenen ergäbe. Die Phantasie wird eine ganze Weile über toleriert, bis sich plötzlich einmal, gewöhnlich infolge einer Steigerung der affektiven Besetzung derselben, der Konflikt zwischen ihr und dem Ich mit allen seinen Folgen herstellt.²¹

Die Funktion der »normale[n] Ambivalenz« besteht nach Auffassung der psychoanalytischen Theoriebildung also darin, »zu jedem Antrieb einen Gegenantrieb« zu schaffen »oder damit eine Wahl respektive eine Überlegung« zu erzwingen.²² Doch erst wenn Freud schließlich seiner großen Gründungserzählung menschlicher Vergesellschaftung und Religionsbildung die Erinnerung an den Mord am Haupt der »Vaterhorde« zugrunde legt – »dies[e] denkwürdig[e], verbrecherisch[e] Tat, mit welcher so vieles seinen Anfang nahm, die sozialen Organisationen, die sittlichen Einschränkungen und die Religion« –, wird die subjekt- und kulturstiftende Funktion struktureller Ambiguität ihren Kulminationspunkt erreicht haben.²³

²¹ Sigmund Freud, *Massenpsychologie und Ich-Analyse*, GW 13, S. 84f.

²² Bleuler, *Dementia praecox*, S. 306.

²³ Freud, *Totem und Tabu*, S. 171f.

Einmal gewissermaßen im Herz sowohl ontogenetischer wie phylogenetischer Ich-Konstitution verankert, kann die Form antagonistisch-gleichzeitiger Zweiwertigkeit alsbald in den Strukturbedingungen der verschiedensten Szenen wahrgenommen werden. So zeigt nicht nur der Traum die Eigenart, »Gegensätze [...] mit besonderer Vorliebe zu einer Einheit zusammen[zuziehen] oder in einem dar[zustellen]«,²⁴ durch »zufällige Lektüre« stößt Freud auf eine 1884 veröffentlichte Abhandlung des Philologen Carl Abel,²⁵ die Analoges für die Anfänge der Entwicklungsgeschichte von Sprache behauptet. In der »Periode, in welcher der Mensch seine Begriffe zu bilden begann«, stellt der Sprachhistoriker fest, wurden »mit allseitiger Zustimmung« Unterhaltungen geführt, deren »wirre« Semantik im Rückblick geradezu als Unzulänglichkeit menschlichen Urteilsvermögens gelten könnte:

Man denke sich, wenn man solch augenscheinlichen Unsinn zu denken vermag, dass das Wort »stark« in der deutschen Sprache sowohl »stark« als »schwach« bedeute; dass das Nomen »Licht« in Berlin gebraucht werde, um sowohl »Licht« als »Dunkelheit« zu bezeichnen; dass ein Münchener Bürger das Bier »Bier« nännte, während ein anderer dasselbe Wort anwendete, wenn er vom Wasser spräche, und man hat die erstaunliche Praxis, welcher sich die alten Aegypter in ihrer Sprache gewohnheitsmäßig hinzugeben pflegten. Wem kann man es verargen, wenn er dazu ungläubig den Kopf schüttelt? Wen kann man ungläubig schelten, wenn er hinter dieser Behauptung eine philologische Paradoxe vermuthet?²⁶

Um solchem Unglauben und Misskredit vorzubeugen, versäumt es Abel nicht, einen seiner Abhandlung im Umfang entsprechenden »Anhang von Beispielen« folgen zu lassen, der zunächst eine Liste ägyptischen, »Indo-Europäischen« und arabischen »Gegensinns« versammelt.²⁷ Zwanzig Jahre später wird dieses Sammelunternehmen auf die »klassischen, germanischen und slavischen Sprachen« erweitert und konzeptuell sowie darstellungstechnisch zur Konfrontation von »je zwei Gegensinne[n] oder Gegenlaute[n] oder Gegensinngegenlaute[n]« ausgebaut, wird die Ambiguität zu einem der »mächtigsten Weiterbildungsmittel der Sprache« erklärt.²⁸ Abels im Wortsinn radikale, da an den indogermanischen Sprachwurzeln ansetzende Argumentation aber nimmt bereits 1884 eine Bahn, deren Irritationspotential in vorsystemtheoretischen Zeiten gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Begriffe, so lautet ihr Fazit, sind grundsätzlich Differenzbegriffe, und mehr noch: An der Urszene der Begriffsbildung findet man eine strukturelle Ambiguität, die »jede[n] Begriff« als den »Zwilling seines Gegensatzes« ausweist – eine Matrix, die das »Werden von Begriff und Sprache

²⁴ Sigmund Freud, *Die Traumdeutung*, GW 2/3, S. 323.

²⁵ Sigmund Freud, *Über den Gegensinn der Urworte*, GW 8, S. 215.

²⁶ Carl Abel, *Über den Gegensinn der Urworte*, Leipzig 1884, S. 2f. u. S. 4.

²⁷ Vgl. ebd., S. 35–65.

²⁸ Carl Abel, *Über Gegensinn und Gegenlaut in den klassischen, germanischen und slavischen Sprachen*, 2 Hefte [mehr nicht erschienen], Frankfurt a.M. 1905–06, S. ii u. S. 1.

in primitiver Zeit« beschreibbar macht.²⁹ Die lästigen Störungen adelt diese Sprachursprungs-, oder genauer: Begriffsursprungstheorie als Erinnerungszeichen und Indiz für die unvordenkliche Amphibolie allen Sprechens und Denkens:

Da man den Begriff der Stärke nicht concipiren konnte, ausser im Gegensatz zur Schwäche, so enthielt das Wort, welches »stark« besagte, eine gleichzeitige Erinnerung an »schwach«, als durch welche es erst zum Dasein gelangte. Dieses Wort bezeichnete in Wahrheit weder »stark« noch »schwach«, sondern nur das Verhältniss zwischen Beiden, und den Unterschied Beider, welcher Beide gleichmässig erschuf. Wenn, wie wir gesehen, in späteren Zeiten, als die Begriffe schon lange geschaffen, gesondert und in selbstständigen Worten untergebracht waren, zwei solcher selbstständiger, eindeutiger Worte antihetisch verbunden wurden, um den Begriff *eines* von ihnen klarzumachen, so ist im Lichte der contrastirenden Logik und angesichts der zahlreich vorhandenen, syntaktisch einfachen, aber begrifflich zweideutigen Worte der Rückschluss auf die bewusste Gegensätzlichkeit der Urbedeutung dieser Worte ebenso nothwendig, als erwiesen.³⁰

Genau diesen Schluss wird Abel auch angesichts seiner sprachhistorischen Nobilitierung der strukturalen Ambiguität ziehen: Wenn »Satz und Gegensatz, Position und Negation [...] ursprünglich in ein und derselben Wurzel untergebracht waren«, dann muss im Gebrauch der Sprache »durch Geste und Zusammenhang unterschieden werden«, bis die historische Entwicklung der Sprache solchen Gegen- und Doppelsinn durch »lautliche Differenzierung« zu bändigen erlaubt.³¹

Bei aller Radikalität, mit der solche sprach-, subjekt- und gesellschaftstheoretischen Entwürfe die Funktion strukturaler Ambiguität ins Werk setzen – deren phänomenale Seite bleibt darin letztlich ähnlich unterbelichtet wie die strukturale im rhetorischen Amphibolie-Modell. Das verdeutlicht die psychologische Wertung als Symptom, das nur das Problem anzeigt, dem die psychische Kur zu Leibe rücken soll, das zeigen Abels so ausführliche wie unlesbare, alphabetisch geordnete Lemma-Listen, die gegensinnigen Begriffsursprung philologisch speichern wollen. Diese Asymmetrie zwischen Phänomen und Struktur ändert erst die Phänomenologie, und zwar indem sie die Opposition zwischen ihnen selbst als schiefe bestimmt. Begriff und Sache der Ambiguität treten in Erscheinung, wenn Merleau-Pontys *philosophie de l'ambiguité* nach den Gesetzen der Wahrnehmung fragt und sich dabei nicht mehr auf die herkömmlichen Oppositionen zwischen medial vermitteltem Sinnesreiz und reflektierender Verarbeitung, Subjekt und Objekt, Aktion und Reaktion verlassen will. Das neue *Medium* des ›Leibes‹, auf das Merleau-Ponty im Zuge dieser Rekonfiguration trifft und mit dem er diesen Antagonismen entkommt, stellt als dynamische

Struktur – mit jedem Akt aufs neue und in jedem Akt neu – die Bedingung der Möglichkeit von Selbst- und Weltbezug des Subjekts dar.³²

VI Revisionen

Seit den Problembewältigungsstrategien der Rhetorik ist, ungeachtet aller Verschiebungen und Umbeetzungen bei der Thematisierung strukturaler Ambiguität, eines in schärfstmöglicher Weise akut geblieben: Ambiguität provoziert Krisen, Situationen erzwungener Entscheidung, Manifestationen von Systemzwängen. Ob die Rhetorik diese Krisen strategisch zu entschärfen sucht, die Anthropologie sie moralisch bewerten, die Philosophie sie erkenntnistheoretisch einholen, die Ästhetik und Poetik ihnen im Kunstsystem einen beaufsichtigten Schauplatz schaffen will – ihnen allen gelingt es nicht, das Skandalon strukturaler Ambiguität zu beseitigen, weder in der Struktur der von ihnen fokussierten kulturellen Systeme noch gar in den von diesen erzeugten Phänomenen. Noch in der Aufmerksamkeit einer doppelten Buchführung manifestiert sich daher die von keiner evidenten, gar natürlichen Ordnung gedeckte, sich allein etwa auf die Pragmatik von sogenannten Handlungszwängen berufende Notwendigkeit von Entscheidungsakten, in denen die agonalen, (latent) gewaltsamen, aber keineswegs willkürlichen Konstellationen kultureller Problembewältigung zum Vorschein kommen, die aber gleichzeitig die Sachverhalte, von denen sie provoziert werden, nicht aus der Welt schaffen können.³³ Ambiguität zeugt, mit einer Wendung von Bernhard Waldenfels, von der »prästabilierten Disharmonie« im Ordnungsgefüge der Welt und macht die »Riss[e]« sichtbar, »die durch unser Erfahren, Reden und Handeln hindurchgehen«.³⁴

Immer wieder sind es – schon angesichts der Systematik der neuzeitlichen Problembewältigung wenig überraschend – literarische Texte, die auf diese Risse hinweisen und sie in dramatische Handlungen, Narrative oder andere Darstellungsformen übersetzen. Die Literatur hat diesen ihren Vorzug gegenüber anderen Artikulationsformen vor allem auch dadurch behauptet, dass sie als selbststre-

³² Wie stark auch Merleau-Ponty noch sein Inter-Medium des Leibes von der phänomenal ausgerichteten rhetorischen Tradition her denkt, zeigen die Begriffe, mit denen er operiert: Ausdruck (*expression*), Intention (*intention*), Figur (*figure*), Stil (*style*), Textur (*texture*) – Begriffe, die nun aber nicht mehr einen der Pole, sondern die Beziehung zwischen ihnen kennzeichnen.

³³ Als epistemische/ästhetische Haltung, die angesichts solcher Entscheidungszwänge zu unterscheiden vermeidet, hat Joseph Vogl zuletzt eindrücklich das ›Zaudern‹ namhaft gemacht: Joseph Vogl, Über das Zaudern, Berlin 2008: »Das Zaudern [...], das aktive Innehalten zwischen Entscheidung und Nicht-Entscheidung hält eine Erinnerung daran fest, dass Evolutionen und komplexe Systeme selbst höchst unwahrscheinlich sind: Wie wäre es, wenn man die Folgen von Handlungen und die Folgen von Handlungsfolgen in diesen einzigen Augenblick zurücknehmen und aufwickeln würde?« (S. 110).

³⁴ Waldenfels, Ordnung im Zwielficht, S. 176.

²⁹ Abel, Über den Gegensinn der Urworte, S. 14.

³⁰ Ebd., S. 15.

³¹ Abel, Über Gegensinn und Gegenlaut, S. 2.

flexives Organon einer Kritik der Kultur Ambiguität sowohl produziert als auch beobachtet. Jede Form von doppelter Buchführung dergestalt noch einmal verdoppelnd, begleitet die Literatur die Strategien und Effekte der skizzierten Strukturverschiebungen im Umgang mit Ambiguität und in den Versuchen der Ambiguitätsbewältigung mit steter Aufmerksamkeit – ganz ungeachtet der historisch unterschiedlichen Funktionszuweisungen, die an diese Beobachtung ergehen. Die Literatur bildet deshalb, neben den skizzierten Zäsuren in der Genealogie strukturaler Ambiguität, den privilegierten Ausgangspunkt für eine Revision antagonistisch-gleichzeitiger Zweiwertigkeit. Sie orientiert sich an der diagnostischen Schärfe der rhetorischen Tradition, ohne deren pragmatischen Optimismus in Hinsicht auf die Meisterung des Zweideutigen als bloßes *vitium* der Rede zu teilen; sie richtet sich in den Differenzierungs- und Ausgrenzungs-bemühungen der philosophischen Tradition ein, aber nicht ohne deren Absichten und Erfolge zugleich zu hintertreiben; sie adaptiert die konstitutiven Systemvoraussetzungen moderner Subjektivität, ohne aber deren Effekte als bloße Symptome zu denunzieren und zu domestizieren. Es ist deshalb, wie die folgenden Beiträge zeigen, gerade für ein auf die Spezifika literarischer Ambiguitätsreflexion zielendes Interesse keineswegs notwendig, ja nicht einmal sinnvoll, den eng und präzise gefassten Begriff der strukturalen Ambiguität und die von ihr erzeugten diagnostisch produktiven Krisen einer unscharfen Mehr- und Vieldeutigkeit des ›offenen Kunstwerks‹ zu opfern.

Die Beiträge dieses Bandes dokumentieren die Ergebnisse der von den Herausgebern sowie von Martina Wagner-Egelhaaf und Cornelia Blasberg konzipierten und vom 14. bis 17. Juni 2006 an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main abgehaltenen Tagung »Amphibolie – Ambiguität – Ambivalenz. Dynamik und Selbstkorrektur kultureller Systeme«, die dem skizzierten systematischen Rahmen einer antagonistisch-gleichzeitigen Zweiwertigkeit mit Grundsatzüberlegungen und Fallstudien die nötige Differenziertheit und analytische Relevanz verliehen hat.

Die erste Sektion des Bandes, die unter den Lemmata *Reden und Erzählen* steht, versammelt Beiträge, die sich mit den Systemvoraussetzungen sprachlich-literarischer Ambiguität beschäftigen: mit der Rhetorik, die – wie gezeigt – ja auch am problemgeschichtlichen Ausgangspunkt der Reflexionen über Ambiguität steht, sowie mit den Strukturbedingungen des Narrativen, die für die Ordnungsstiftung literarischer Diskurse verantwortlich sind. MARTINA WAGNER-EGELHAAF geht der Frage nach, ob und in welchem Sinne sich die Diskussion um die Legitimität in der Rhetorik als eine Ambiguitätsdiskussion führen lässt. Am Beispiel von Quintilians *Institutio oratoria* wird vorgeführt, dass die Ambiguität/Amphibolie eine sprachliche Grundfigur ist, die im juristischen Kontext die rhetorische Entscheidungsgewalt auf den Plan ruft. Ambiguität bedarf also

der Rhetorik oder anders gesagt: Rhetorik ist in konstitutiver Weise auf Ambiguität gegründet. Platons klassische Rhetorikkritik bindet die Rhetorik an die Ambiguität der Schrift, die als *φάρμακον* sowohl ›Heilmittel‹ als auch ›Gift‹ ist. Die poststrukturalistische Renaissance der Rhetorik schließlich leitet aus dem zweisinnigen *φάρμακον* die problematische Unterscheidungsfigur der *différance* (Jacques Derrida), die Nichtunterscheidbarkeit von Grammatik und Rhetorik (Paul de Man) sowie das postfeministische Konzept der Resignifizierung (Judith Butler) ab und zeigt so Möglichkeiten auf, mit der Ambiguität zu leben, ohne sie auflösen zu wollen.

In einem sprachtheoretisch und drei erzählanalytisch ausgerichteten Aufsätzen wird dann das Verhältnis thematisiert, das die Funktionen sprachlicher, insbesondere narrativer Ordnungsstiftung mit den Formen von ›Ambiguitätspolitik‹ – sei es als Versuche der Vermeidung oder aber als Strategien des Insistierens von Ambiguität – verbindet. Noch einmal an die rhetorische Gründungsszene des Nachdenkens über Ambiguität und deren begriffs- und problemgeschichtliche Konsequenzen knüpft der Beitrag von KLAUS WEIMAR an. Er legt dar, dass Ambiguität als sprachliches Phänomen nicht Zwei-, Doppel-, Mehr- oder Vieldeutigkeit ist, sondern modifizierte Eindeutigkeit, dass Polysemie etwas perspektivenbedingt anderes ist als Ambiguität, dass Disambiguierung ein Ding der Unmöglichkeit ist und dass es Unentscheidbarkeit entweder nicht oder nur unter Bedingungen geben kann, von denen niemand wünschen wird, dass sie eintreten.

GERHARD NEUMANN findet den Schlüssel für Ambiguität als Denk- und Darstellungsform in Sigmund Freuds Zeichentheorie im allgemeinen sowie seiner Fetischtheorie im besonderen. Mit Hilfe dieser Theorie des doppelsinnigen, ›gespaltenen‹ Zeichens lässt sich ein besseres Verständnis narrativer Texte erzielen; solcher Texte vor allem, die der Herstellung von Individualität in der Moderne dienen – und zwar aus dem spezifischen Gesichtspunkt entfremdeter und entfremdender Objektbeziehungen, wie sie Franz Kafka in der Novelle *Der Heizer* erzählt, dem Anfangskapitel des Romanfragments *Der Verschollene*. In diesem Zusammenhang kann die erweiterte Frage gestellt werden, ob sich aus dem Fetischcharakter des Erzählens von Individualität kraft der Objektbeziehungen Folgerungen für die Ambiguität, oder Ambivalenz überhaupt, von narrativen Strukturen ziehen lassen. Durch die Einführung eines Fetisch-Objekts in die Bildungsgeschichte des Helden entwickeln sich Meta-Narrative, die paradoxerweise von der Unmöglichkeit des Erzählens erzählen.

STEPHEN D. DOWDEN kritisiert, dass Kommentatoren Thomas Manns *Doktor Faustus* für gewöhnlich ohne nähere Prüfung als politische Allegorie lesen: Wie der Komponist Adrian Leverkühn seine Seele dem Teufel verkauft, verschachtet Deutschland sein Erbe (hier verkörpert durch die Musik) für den Aufstieg unter Hitlers Führung. Mit Blick auf die ironischen Vorzeichen, die im Roman als narratologische Amphibolien beschrieben werden können, führt der Beitrag die Grenzen einer solchen allegorischen Lesart vor und zeigt, wie der

Erzähler Serenus Zeitblom Leverkühn immer wieder sowohl missversteht als auch fehlinterpretiert.

MICHAEL SCHEFFEL fragt, ob es genrespezifische Formen von Ambiguität gibt und was ihre möglichen Funktionen sind. Der Beitrag geht diesen Fragen am Beispiel des Erzählens nach. Dabei wird die im Zeichen eines *narrative turn* in den Kulturwissenschaften verbreitete These in Frage gestellt, dass Erzählungen unterschiedslos die Funktion einer ›Synthesis des Heterogenen‹ im Sinne einer Überformung unserer ›wirren, formlosen, a limine stummen Erfahrung‹ (Ricœur) durch kohärente narrative Strukturen erfüllen. Dieses Prinzip des ›primitiv Epischen‹ (Musil), so die Gegenthese, wird von vielen literarischen Erzählungen geradezu systematisch verletzt. Das literarische Erzählen, so das am Beispiel von Texten etwa Ilse Aichingers, Ambrose Bierces und Walter Scotts entwickelte Ergebnis, lässt sich als eine Art Laboratorium für die Formen der narrativen Überformung von Erfahrung verstehen: Es ist der Ort, an dem eine Kultur das Wechselverhältnis von Erfahrung und Erzählung und damit die Grundlagen der narrativen Ordnung von Geschehen reflektiert.

Die zweite Sektion des Bandes, *Erscheinen und Darstellen*, versammelt Beiträge, die sich mit den phänomenalen und medialen Voraussetzungen ästhetischer Ambiguität auseinandersetzen. DIETER MERSCH argumentiert, dass sprachliche Ambiguität nicht im eigentlichen Sinne den Bedeutungsprozess selbst in Gestalt von Metapher und Metonymie betrifft; vielmehr lassen sich drei ineinander verschränkte Aspekte von Ambiguität unterscheiden: Erstens die Ambiguität oder Unbestimmtheit von Referenz und Übersetzung, zweitens die Ambiguität des Ortes der Rede selbst, soweit Sprechen stets heißt, ›etwas anderes sagen‹ und ›vom Anderen her antworten‹, drittens die Ambiguität des Medialen im Sinne eines unentscheidbaren Changierens zwischen dem, was die Sprache sagt, und der Art, wie sie sich zeigt. Diese dreifache Ambiguität wird als ein chiasmischer Raum rekonstruiert, in dessen Mitte (*medium*) Sinn allererst als offene Ereignisgeschichte.

FRAUKE BERNDT erörtert anhand von Alexander Gottlieb Baumgartens Diskursivitätsbegründung der modernen Ästhetik Ambiguität als kulturwissenschaftliche Fundamentalkategorie. Auf der Suche nach den Gesetzen des sinnlichen Denkens und Darstellens verbindet Baumgarten zwischen 1735 und 1758 in seinen ästhetischen Schriften Erkenntnistheorie und Darstellungstheorie zu einer widerstreitenden Doppeleinheit, indem er von den nicht-diskursiven Strukturen literarischer Texte die Prinzipien logisch-analoger Erkenntnis ableitet. Diese Ambiguität der Ästhetik, die mit der Entdeckung des Mediums einhergeht, wurzelt bei Baumgarten in der Ambiguität der Rhetorik. Rhetorische Figuren prägen nämlich die Matrix einer strukturalen Zweiwertigkeit, die Baumgarten an den materialen Überschuss von sprachlicher und schriftlicher Medialität bindet. Die Ambiguität der Rhetorik mündet schließlich in eine Medio-

Metaphysik der Ambiguität, in der an die Stelle der einwertigen Wahrheit der Logik die zweiwertige Wahrheit der Ästhetik tritt.

HEINZ J. DRÜGH arbeitet mit Blick auf die Genese der klassischen Phase im Werk Friedrich Schillers – sowie mit Schlaglichtern auf den klassizistischen Prototypen Winckelmann einerseits sowie auf den wohl gebrochensten Vertreter dieser Kunstrichtung, Karl Philipp Moritz, andererseits – in einem ersten Schritt eine Ambivalenz des Klassischen heraus: Dabei werden unterschiedlichste gewalt- und irrationalitätsaffine Verwerfungen kenntlich, die vom harmonisch-austarierten, ruhigen, klaren und geschlossenen Formideal der Klassik nicht überwunden werden, sondern in den klassischen Formationen bemerkbar bleiben. Auf die Probe gestellt wird die These dieses vom Klassischen nur sehr bedingt verwirklichten Ausgleichs zwischen Vernunft und Sinnlichkeit in einer Lektüre von Schillers spätem Drama *Die Braut von Messina*. Schillers Versuch einer neuzeitlichen Wiederaufnahme der griechischen Tragödie, ein ebenso düster-sprödes wie mitunter merkwürdig pompöses Stück, wird dabei im Kontext der nachhaltigen Verunsicherung gelesen, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Epigenesis-Lehre und die mit ihr verbundene Vorstellung einer rational nicht kontrollierbaren Eigendynamik der Natur erzeugen.

STEPHAN KAMMER widmet sich Goethes Poetik der Ambiguität: einer vor allem in den Jahren nach 1800 sowohl für seine wissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere die *Farbenlehre*, als auch für die literarische Produktion, vor allem die Lyrik des *Divans* entwickelte Konzeption einer planmäßigen, strukturell unabschließbaren Hervorbringung von Polaritätseffekten und Doppelsinn. Experiment und Tropik sind die Mittel, mit denen Goethe nicht etwa nur auf die heteronomen Voraussetzungen ontologischer oder phänomenaler Ambiguität reagieren, sondern aktiv deren kategoriale Unvereinbarkeit umgehen will – Experiment und Tropik bestimmen oder beschreiben nicht, sie produzieren Ambiguität.

An der spezifischen Medialität der Literatur und an ihren Erscheinungs- und Inszenierungsformen *Sprechen und Schreiben* ausgerichtet sind die Beiträge der dritten Sektion. Der Beitrag von WALTRAUD WIETHÖLTER geht vom Überschuss aus, den die spezifische Medialität der Schrift und die performative Phänomenalität der Rede gegenüber dem propositionalen Gehalt sowie der poetischen Faktur der Sprache aufweisen. Ihre Lektüre von Kleists Lustspiel *Der zerbrochne Krug* fragt nach den Bruchstellen, von denen aus sich die kunstvoll-programmatischen Zweideutigkeiten des Texts entfalten dürfen, und findet dabei – mit Blick auf die performative Programmatik von Kleists Essay *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* – die grundsätzliche amphibolische Selbstreflexivität des ›Frakturalen‹, die sich jeder Schließung, jeder abschließenden Bemeisterung widersetzt.

DAVIDE GIURIATO beleuchtet die Ambiguitäten in Georg Büchners literarischen Schriften aus dem Blickwinkel einer drastisch inszenierten Rhetorik der

Deutlichkeit. Die in *Danton's Tod* und *Woyzeck* problematisierten Techniken deutlicher Rede, wie sie die Sprache der Institution und des Militärs prägen, stehen nicht in Opposition zu einer literarischen Rede, die sich durch eine spezifische Undeutlichkeit auszeichnen würde. Vielmehr kommen sie bei Büchner so zum Einsatz, dass sie seine Schriften als Experiment auf die Deutlichkeit der Sprache lesbar machen. Als geschulter Rhetoriker, der eine bemerkenswerte Vorliebe für mechanische Effekte von Sprache besitzt, hat Büchner keine Gegenrede zum blutigen Diktat der Deutlichkeit entworfen, sondern diese zitierend allererst dokumentiert. Dabei wird freilich eine sprachkritische Poetik des ›Nachredens‹ erkennbar, die Büchners Ambiguitäten als rhetorische Effekte drastischer Deutlichkeit zeigt und die zugleich die Ambiguität dieser Deutlichkeit offenbart.

Mit klassischen und neuartigen Ambiguierungsverfahren werden mediale Effekte erzeugt, deren ikonoklastische Relevanz anhand des Perspektivenbegriffs aufweisbar ist. Von dieser These her entwickelt ERIKA GREBER die besondere Leistung der Amphibolie für die literarische Performanz ineinanderstürzender Perspektivlinien. Amphibolie wird dabei als ein Sprachverfahren der Modellierung von Raum im Sinne der relativitätstheoretischen Chronotopie aufgefasst. In einem Überblick über minimalistische Sehtexte und in drei Fallstudien zur kubistischen Amphibolie bei Gertrude Stein, Pierre Reverdy und Vladimir Majakovskij wird die innovative Weiterentwicklung des poetischen Instrumentariums durch den perspektivenstürzenden Einsatz der syntaktisch konstruierten Amphibolie erforscht. Dabei wird der in der klassischen Rhetorik als *vitium* geltende Verstoß der Amphibolie gegen die *perspicuitas* produktiv gewendet und auf buchstäbliche Weise in das undurchsichtige Gewirr kubistischer Linien übersetzt. Der komparatistische Ansatz verfolgt ein systematisches Erkenntnisinteresse und gilt der medienästhetischen Leistung der jeweils gewählten Formen (Prosagedicht, *vers libre*, Vers).

STEFFEN WALLACH stellt die doppelte Lesbarkeit der Schrift in das Zentrum seines Beitrags. Ausgehend von der Überlegung, dass die alphabetische Buchstabenschrift den Laut des akustischen Mediums darzustellen vermag, die Darstellung aber immer schriftgebunden bleibt, untersucht Wallach die Implikationen dieser medialen Verknüpfung sowohl in systematischer als auch in poetisch-poetologischer Hinsicht. Auf die buchstäblich konzipierten Laute der Schrift kommt zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor allem Wilhelm von Humboldt zu sprechen, der in seinen sprachphilosophischen Abhandlungen mit der ›Dichtung‹ auch den Ort zu benennen weiß, an dem die beiden Seiten des graphischen Mediums in ein spannungsreiches (Abhängigkeits-)Verhältnis treten. Derartige Spannungen erzeugt im 20. Jahrhundert Ernst Jandl, dessen (geschriebene) ›Laut-‹ und ›Sprechgedichte‹ vom Problembewusstsein für die in medialer Hinsicht doppelsinnige Buchstabenschrift ein beredtes Zeugnis ablegen.

Unter den Schlagwörtern *Handeln und Verhandeln* schließlich finden sich in der vierten Sektion Beiträge, die sich mit literarischen Beobachtungen und Einlassungen zu einer kulturellen Pragmatik der Ambiguität auseinandersetzen. CORNELIA BLASBERG geht in ihrem Aufsatz auf den Skandal als Inszenierungsform einer in der rhetorischen Tradition der öffentlichen Rede kodifizierten Streitkultur ein, an der die sinnstiftende, aber zugleich kulturell verdrängte Dynamik struktureller Ambiguität besonders deutlich zutage tritt. Der Skandal modelliert einen gleichsam karnevalesken Ausnahmezustand, in dem die etablierten Mechanismen der Ambiguitätsbewältigung samt deren Überschreitung konzentriert zur Erscheinung gebracht werden. Marcel Beyers Roman *Spione*, Vertreter einer Reihe von deutschen Generationenromanen, die sich der narrativen Aufarbeitung der NS-Zeit widmen, erscheint auf Grund seiner (inter-)textuellen Faktur als Zeugnis einer reflexiven Selbstskandalisierung, das diese kulturelle Funktion des Skandals unter den Bedingungen spätmoderner Aufmerksamkeitsökonomie kritisch in Frage stellt.

BERNHARD GREINER untersucht den Fall der Anwendung des Prinzips der Ambiguität auf diese selbst, was zu einer Ambiguität aus Ambiguität und Nicht-Ambiguität führen muss. Das Paradigma für Ambiguität in einer solchen *mise en abyme*-Stellung wird in Shakespeares *Merchant of Venice* erkannt. Das Drama entwirft Shylock als Zustimmung erheischende Figur jüdischer Selbstbehauptung wie als Figur barbarischen Rachegehalts. Die Ambiguität dieser Doppelgesichtigkeit erwächst daraus, dass das Skandalon, für das Shylock steht – die Forderung, seinem Schuldner Antonio ein Pfund Fleisch nächst dem Herzen tatsächlich herauszuschneiden zu wollen – nicht nur als sadistischer Einfall gelesen werden darf, sondern auch schlüssig aus der biblischen Metapher der ›Beschneidung des Herzens‹ abzuleiten ist. Gezeigt wird, wie solche Beglaubigung von Ambiguität an einer weiteren Ambiguität immer neue Ambiguitäten entstehen lässt und entsprechend das Zwielficht hervorbringt, in dem das Stück seine zentralen Figuren, Handlungssequenzen und Spielräume entwirft.

HELMUTH KIESEL nimmt das Doppelspiel ästhetischer und politischer Ambiguität in Brechts/Eislers *Maßnahme* in den Blick. Sein Beitrag geht von einer heuristischen Differenzierung von ›Ambiguität‹ und ›Ambivalenz‹ aus, wobei mit ›Ambiguität‹ die Ebene des literarischen Ausdrucks gemeint ist, mit ›Ambivalenz‹ die Ebene des Wertempfindens. Brecht versteht es – aus der Perspektive dieser Ebenendifferenzierung betrachtet –, das Wechselspiel von Ambivalenz und Ambiguität differenziert und ästhetisch überzeugend auszubalancieren.

UWE WIRTH zeigt, wie Ambiguität im Kontext von Witz und Komik als Doppelsinn und Zweideutigkeit in Erscheinung tritt – aber auch als Inszenierung karnevalesker Zweistimmigkeit. Der Beitrag versucht, im Rekurs auf die theoretische Ambiguität des Performanzbegriffs – Performanz als konventionale Prozedur im Sinne der Sprechakttheorie einerseits sowie als inszenierende Darstellung von Körper und Stimme der Theatralitätsforschung andererseits – jene Fälle

in den Blick zu nehmen, in denen etwas auf komische Weise ›schiefläuft‹. Dabei steht die unfreiwillig komische Auflehnung der Verkörperungsbedingungen, nämlich der *excess of utterance* und die *pleasure in scandal*, wie sie etwa an Grimmelshausens *Simplicius Simplicissimus* zu beobachten sind, im Zentrum des Interesses. Ziel des Beitrages ist es Anschlussmöglichkeiten zwischen dem Performanzdiskurs und klassischen Komiktheorien (insbesondere die von Jean Paul, Freud und Bachtin) aufzuzeigen.

Reden und Erzählen